

(Nachdruck verboten.)

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Schüchtern warf der Abgeordnete ein, daß ja drüben im Orient die Empfehlung des Ministers dem Ingenieur Hamelin sehr viel genützt, ihm alle Türen geöffnet und auf gewisse Persönlichkeiten einen Druck ausgeübt habe.

„Lassen Sie mich doch in Ruhe! Er konnte nicht anders . . . Hat er mir aber jemals vor einer Haufe oder einer Baisse eine Nachricht zukommen lassen, er, der alles so gut wissen muß? Bestimmen Sie sich doch! Zwanzigmal habe ich Sie beauftragt, ihn anzuhören. — Sie sehen ihn ja alle Tage — und Sie haben mir noch die erste gute und nützliche Nachricht zu bringen . . . Und was wäre dabei, wenn Sie mir bloß ein Wort hinterbringen würden?“

„Allerdings, aber er sieht so etwas nicht gern, er meint, das seien Börsenjobbereien, die man stets zu bereuen hat.“

„Ach was! Hat er denn Gundermann gegenüber dergleichen Bedenken? Mit mir spielt er den Ehrlichen und an Gundermann schickt er die Nachrichten.“

„Ja, der Gundermann! Sie brauchen alle den Gundermann; ohne ihn könnten sie keine Anleihe zu Wege bringen.“

Jetzt jubelte Saccard laut auf und schlug in die Hände.

„Da haben wir's also, Sie gestehen es! Das Kaiserreich ist an die Juden verkauft! Unser gesamtes Geld ist dazu da, um zwischen ihre gierigen Krallen zu geraten. Der Universalbank bleibt nichts mehr übrig, als vor ihrer Allmacht in den Staub zu sinken!“

Und jetzt machte er seinem ererbten Judenthume Lust und zog wiederum gegen dieses Geschlecht von Schacherern und Wucherern los, das seit Jahrhunderten mitten durch die Völker dahinschreitet und deren Blut saugt wie die Kräusmilben, ein Geschlecht, das, unbefähigt darum, ob es angepien und geschlagen wird, auf die sichere Eroberung der Welt auszieht, die einstmals durch die unüberwindliche Macht des Goldes in seinen Besitz übergehen wird.

Besonders erbittert zeigte er sich gegen Gundermann infolge seines alten Grolls, seines unerfüllbaren und rasenden Wunsches, ihn niederzuschmettern, trotz seiner Vorahnung, daß dieser Mensch der Prellstein sein würde, an dem er zerschellen sollte, wenn er jemals in einen Kampf sich einließ. O! dieser Gundermann! im Herzen ein Preuße, obwohl in Frankreich geboren! Offenbar waren alle seine Wünsche für Preußen, und er hätte dasselbe gern mit seinem Gelde unterstützt! Vielleicht unterstützte er Preußen insgeheim! Hatte er nicht eines Abends in einem Salon sich zu dem Ausspruch verfliegen, wenn je zwischen Preußen und Frankreich ein Krieg ausbräche, würde letzteres große Mühe haben, zu siegen?

„Ich habe die Geschichte satt, verstehen Sie mich, Suret? und merken Sie sich's: wenn mein Bruder mir keinen Nutzen bringt, so will ich ihm auch nichts mehr misen . . . Erst wenn Sie mir ein gutes Wort von ihm gebracht haben, ich meine eine Nachricht, aus der wir Vorteil ziehen können, erst dann gestatte ich Ihnen, Ihre Loblieder zu seinen Gunsten wieder aufzunehmen. Ist das klar?“

Das war nur zu klar. Zantrou, der unter der Hüfte des politischen Theoretikers seinen alten Saccard wieder fand, begann von neuem, sich mit den Fingerspitzen durch den Bart zu fahren. Suret aber, aus seiner vorstädtigen normännischen Bauernpfründigkeit gerüttelt, schien in großer Verlegenheit zu schweben. Denn auf beide Brüder hatte er sein Glück gesetzt und hätte sich am liebsten mit keinem von beiden überworfen.

„Sie haben Recht,“ murmelte er, „wir wollen einen Dämpfer auflegen, um so mehr als wir ja die Ereignisse abwarten müssen . . . Ich verspreche Ihnen, mein möglichstes zu thun, um wertvolle Mitteilungen von dem großen Mann zu erhalten. Bei der ersten Nachricht, die ich von ihm erfahre, springe ich in einen Wagen und bringe Ihnen dieselbe.“

Schon nahm Saccard, der seine Rolle ausgespielt hatte, einen scherzenden Ton an.

„Um Guretwille! thu ich's ja, Ihr lieben Freunde . . . Ich habe immer wieder alles verspielt und habe stets eine Million jährlich verjubelt.“

Dann kam er wieder auf die Neckstange zu sprechen.

„Sagen Sie 'mal, Zantrou, Sie sollten Ihren Börsenbericht etwas heiterer gestalten . . . Sie wissen ja, einige Späße, einige Kalauer. Das Publikum liest so etwas gern, und nichts hilft so viel wie der Wit, alles Mögliche glaubhaft zu machen . . . Nicht wahr? Also Kalauer vor allem!“

Jetzt wurde der Zeitungsleiter ärgerlich. Er bildete sich nämlich auf seine litterarische Bornehmtheit etwas ein. Gleichwohl mußte er das Gewünschte versprechen.

Mittlerweile war Jordan endlich mit seinem Aufsatz fertig geworden. Er fühlte sich von der Ungeduld erfaßt, seine Frau wiederkommen zu sehen. Redaktionsmitglieber kamen herein, er plauderte mit ihnen und ging dann abermals ins Wartezimmer. Dort nahm er einiges Vergnügen daran, daß Dejoie hordend das Ohr an die Thüre des Chefredakteurs hielt, während seine Tochter Nathalie Wache stand.

„Sie können noch nicht herein,“ stammelte er, „Herr Saccard ist immer noch da . . . Ich glaube, man habe mich gerufen.“

In Wahrheit war der Mann von schnöder Gewinnsucht gequält, seitdem er mit den viertausend Frank der Erbsparnisse seiner Frau acht volleingezahlte Aktien der Universalbank erworben hatte, und lebte nur noch in der freudigen Erregung, diese Aktien steigen zu sehen. Er lag stets vor Saccard auf den Knien, las ihm die geringsten Worte wie ein Orakel von den Lippen ab und konnte, wenn er ihn anwesend wußte, der Versuchung nicht widerstehen, die verborgensten Gedanken, die Worte des Abgottes im geheimsten Heiligtum kennen zu lernen. Uebrigens war ihm jede Eigenlust noch fremd, er dachte nur an seine Tochter. Und soeben erst war er in Aufregung geraten, indem er ausrechnete, daß seine acht Aktien zum Kurs von siebenhundertundfünfzig schon einen Gewinn von zwölftausend Frank brachten, der mit dem Kapital zusammen eine Summe von fünftausendzweihundert Frank ausmachte. Nur noch eine Preissteigerung von hundert Frank, dann hätte er die erträumten sechstausend Frank beisammen, die Mitgift, welche der Buchbinder forderte, um die Heirat seines Sohnes mit der Kleinen zu gestatten. Bei diesem Gedanken zerschmolz sein Herz in Wonne, mit thränenvollen Blicken schaute er auf dieses Töchterchen, das er aufgezogen hatte und dessen eigentliche Mutter er in dem so glücklichen kleinen Haushalt war, welchen seit der Rückkehr des Kindes aus der Pflege beide zusammen führten.

Der Mann redete sehr verwirrt weiter und suchte seine sträflische Neugier zu verdecken.

„Nathalie, die soeben heraufgekommen ist, um mir guten Morgen zu sagen, ist Ihrer Frau Gemahlin begegnet, Herr Jordan.“

„Ja wohl,“ sagte das Mädchen, „sie kam um die Ecke der Rue Feydeau, o! sie rannte!“

Der Vater ließ das Mädchen nach Belieben ausgehen, er traute ihr ganz, wie er sagte. Er hatte recht, auf ihr Wohlverhalten zu zählen, denn sie war im Grunde genommen zu berechnend und zu fest entschlossen, ihr Glück selbst zu machen, um die langer Sand vorbereitete Heirat durch eine Dummheit zu gefährden. Mit ihrem schlanken Wuchs und ihren großen Augen in dem hübschen blonden Gesicht, war sie in eigensinniger Selbstsucht und mit immer lächelnder Miene in sich selbst verliebt.

Jordan war überrascht und verstand zuerst nicht.

„Wie?“ fragte er, „in der Rue Feydeau?“

Er hatte keine Zeit, sie länger anzufragen, denn Marcelle kam atemlos hereingestürzt. Sogleich führte er sie in das Nebenzimmer; da der Gerichtszeitungs-Redakteur darin saß, mußte er sich mit ihr hinten im Gange auf eine Bank setzen.

„Und nun?“

„Nun, mein Schatz, die Sache ist im Reinen, aber Mühe hat's gekostet.“

Trotz seiner Befriedigung merkte er wohl, wie schwer ihr das Herz war. Sie erzählte alles mit leiser und rascher Stimme, wie sehr sie sich auch vornahm, ihm einiges zu verschweigen: vor ihm konnte sie ja keine Geheimnisse haben.

Seit einiger Zeit waren Mangendres ihrer Tochter gegenüber anders geworden. Sie fand die Alten sorgewoll und weniger zärtlich; eine neue Leidenschaft, das Spiel, hatte sich ihrer bemächtigt. Es war die alte Geschichte: der Vater, ein dicker, ruhiger Mann mit einer Glase und weißem Nacken-

Abendappell auf Sachalin.

Von W. M. Dorofjewitsch.

In den Strafanstalten von Sachalin beginnt der Tag mit dem Abendappell, an dem die Arbeit für den nächsten Morgen verteilt wird.

Das Bureau. Eingerichtet wie eine gewöhnliche Polizeiwache. Ziemlich dunkel und schmutzig. Die Schreiber, ebenfalls Sträflinge, tragen mit den Federn, schreiben, überschreiben endlose Papiere: Mitteilungen, Rapporte, Meldungen, Scheine, Auszüge, Aufnahmen. Beim Eintritt des Inspektors stehen alle auf und grüßen. Der Oberaufseher reicht dem Inspektor die bereits fertiggestellte Verteilung der Sträflinge für den nächsten Arbeitstag.

„Zum Löschen der Dampferladung fünfzehn . . . Zu Zimmermannsarbeiten zwanzig . . . Zum Tragen von Holz und Balken . . . In die Werkstätten . . . Ach ja, richtig: Olga Michailowna hat mich um Leute zum Umgraben ihres Gemüsegartens gebeten.“

„Keine Leute mehr da, Cw. Hochwohlgeboren. Alle verteilt.“

„Thut nichts. Schide ihr sechs Mann. Meinetswegen aus den Werkstätten. Ja, und Anna Iwanowna bittet auch um zwei . . . Verflucht noch mal, daß diese Kontrolle heutzutage in alles ihre Nase steckt: gib genau Rechenschaft über jeden einzelnen Mann! Kein zum Tollwerden! Na gut, schide ihr zwei von denen, die den Dampfer ausladen sollen.“

Die Arbeit für den nächsten Tag ist verteilt. Der „Empfang“ des Inspektors beginnt.

„Was willst Du?“

„Iwanow, Cw. Hochwohlgeboren, ist immer so grob. Man sagt ihm ein Wort, er gleich zehn zurück. Schimpft, tobt!“

„In die Einzelzelle mit ihm! Drei Tage bei Wasser und Brot! Du?“

„Petrov sucht immer Händel.“

„In die Einzelzelle! Alles?“

„Zu Befehl, alles.“

„Rufe die Sträflinge!“

Eine Reihe Sträflinge tritt ein. Sie grüßen und bleiben an der Thür stehen. Einer von ihnen trägt Ketten.

„Was ist mit Dir?“

„In Untersuchungshaft . . . Das Urteil zu hören hat man mich gerufen.“

„Aha! Geh' dort zum Schreiber. Wassiljew, lies ihm das Urteil vor.“

Der Schreiber steht auf und murmelt schnell das Urteil herunter: „Kaiserliches Disziplinargericht . . . In Anbetracht . . . wohlvorbereitete Flucht . . . Verlängerung der Strafzeit um zehn Jahre!“ hört man einzelne Worte heraus. „Kannst Du schreiben?“

„Zu Befehl!“

„Unterschreibe!“

Der Gefesselte unterschreibt mit der nämlichen Gleichgültigkeit, mit welcher er gehört hat, daß seine Strafzeit um zehn Jahre verlängert worden sei. Gerade als wenn die Sache ihn gar nichts angehe.

„Darf ich jetzt gehen?“ fragte er dann mürrisch.

„Geh!“

„Wird wieder fortlaufen, die Bestie!“ bemerkt der Inspektor. Ein Verschäfter, der „etwas auf sich hält“, muß jedes Urteil ruhig, gleichmütig aufnehmen, als wenn es gar nicht ihn beträfe.

Ohne die geringste Bewegung zu zeigen. Das nennt man „guten Ton“. Nur wenn das Urteil über Ermatten streng ist, gestattet der

„gute Ton“, das Gericht und die Richter zu beschimpfen. Aber jedes „Mäglische“ Wort würde bloß die Verachtung der Kollegen hervorrufen. Daher diese Gleichgültigkeit gegen das Urteil. Im Grunde ihrer Herzen sind sie verzweifelt über die Verlängerung ihrer Strafzeit, und das Urteil erscheint ihnen überaus hart und ungerecht.

„für sieben Tage Freiheit — zehn Jahre Haft!“ Ich habe selbst einen Sträfling gesehen, der, ohne mit der Wimper zu zuden, anhörte, daß seine Strafzeit um fünfzehn Jahre verlängert sei. Aber als ich nachher mit ihm allein, ohne Zeugen sprach, vermochte er seine Tränen über dieses strenge Urteil nicht zurückzuhalten. „Jetzt bin ich ein verlorener Mensch! Was habe ich nun noch vom Leben zu erwarten? Das ist jetzt schon für immer!“ Wieviel Kummer lag im Ton dieses Menschen, der soeben, ohne mit den Augen zu blinzeln, das Urteil angehört hatte.

„Was wollt Ihr?“ wendet sich der Inspektor an einen andren Haufen Sträflinge.

„Unsre Strafzeit ist abgelaufen.“

„So? Ihr geht jetzt also in die Kolonie? Seid frei? Na, ich wünsche Euch viel Glück, Leute! Seht zu, daß Ihr Euch gut fahrt! Sonst kommt Ihr wieder hierher!“

„Wir danken unterthänigst!“ grüßen die der Freiheit Wiedergegebenen.

„Die Hälfte davon ist doch bald wieder bei uns! . . . Was willst Du?“

Die Menge hat sich zerstreut. Vor dem Tisch steht ein Bauer. „Meine Zeit ist heute zu Ende, Cw. Hochwohlgeboren, aber man läßt mich nicht frei . . . wegen der Art . . .“

„Eine Art ist ihm abhanden gekommen . . . war Kroneigentum . . .“ erklärt der Oberaufseher.

„Wohl verlossen?“

„Durchaus nicht. Ich trinke nicht.“

„Nein, er trinkt nicht,“ betätigt der Oberaufseher.

bart, und die Mutter, eine hagere und rührige Frau, die am Vermögen auch ihren Anteil mitverdient hatte, lebten beide in ihrem eignen Hause allzu üppig mit ihrem Einkommen von fünfzehntausend Frank und langweilten sich im Nichtsthun. Er kannte ja keine andre Zerstreuung, als sein Geld einzunehmen. Damals donnerte er gegen jegliche Spekulation los und zuckte zornig und mitleidsvoll die Achseln, wenn von den armen Dummtöpfen die Rede war, die sich in allerhand thörichten und unsauberen Gannereien ausbeuteln lassen. Gerade um diese Zeit war aber eine erhebliche Summe bei ihm eingegangen, so daß er auf den Gedanken gekommen war, dieselbe in sogenannten Reports anzulegen: dies war ja keine Spekulation, sondern ein einfacher Vorstoß an Geldnehmer. Aber von diesem Tage an hatte er sich gewöhnt, nach dem ersten Frühstück in der Zeitung den Kurzzettel aufmerksam durchzulesen. Hier hatte das Uebel seinen Anfang genommen, allmählich hatte das Fieber auch ihn ergriff, wenn er den Herentanz der Wertpapiere mit ansah und in dem vergifteten Brodem des Spieles lebte; seine Phantasie war angefüllt mit der Vorstellung von Millionen, die in einer Stunde erbeutet würden, während er dreißig Jahre gebraucht hatte, um ein paar hunderttausend Frank zu verdienen. Er konnte sich nicht enthalten, bei jeder Mahlzeit mit seiner Frau darüber zu reden. Welche Gewinne hätte er schon eingestrichen, wenn er nicht gelobt hätte, niemals zu spielen! Und er setzte seine Operationen auseinander und bewegte seine Gelder hin und her mit der ganzen umsichtigen Taktik eines Zimmerstrategen, schlug schließlich immer die eingebildeten Gegner und bildete sich schon ein, er sei in Sachen des Agios und des Reports außerordentlich beschlagen; seine Frau ängstigte sich und erklärte ihm, sie wolle lieber sofort ins Wasser springen als mit anzusehen, daß er nur einen Sou auf's Spiel setzte; er aber beruhigte sie: für wen halte sie ihn denn? Nie und nimmermehr!

Trotzdem hatte sich eine Gelegenheit dargeboten. Schon lange Zeit hegten beide die heiße Sehnsucht, ein kleines Treibhaus für fünf- bis sechstausend Frank in ihrem Garten bauen zu lassen, und es kam so weit, daß er eines Abends auf dem Nächtisch seiner Frau mit seinen vor Wonne zitternden Händen sechstausend Frank in Banknoten hinlegte, die er angeblickt an der Börse verdient hatte: ein Coup, der nicht fehlschlagen konnte, eine Ausschreitung, die er sich sehr vornahm, nie zu wiederholen, und die er einzig und allein um des Treibhauses willen gewagt hatte.

Die Frau, zwischen Zorn und freudiger Erregung schwankend, hatte nicht gewagt, ihm Vorwürfe zu machen. Im nächsten Monat ließ er sich auf ein Prämiengeschäft ein und erklärte ihr, daß sie nichts zu fürchten brauche, da er ja seinen Verlust beschränke; dann gebe es doch zum Teufel auch gute Geschäfte darunter, und es wäre sehr thöricht von ihm, dieselben dem ersten besten Nachbar allein zu überlassen. Dann hatte er unmerklich und unwiderstehlich Zeitgeschäfte angefangen, zuerst in ganz kleinem Maßstabe, dann nach und nach kühner, während sie in ihrer steten Angst einer guten Hausfrau und doch beim geringsten Gewinn freudig erregt ihm fort und fort weislaute, er werde noch als Bettler sterben.

Besonders war es der Hauptmann Chave, der Bruder der Frau Maugendre, der seinen Schwager tadelte. Er selbst konnte mit seinem Ruhegehalt von achtzehnhundert Frank nicht auskommen und spielte deshalb allerdings an der Börse; aber er war ein durch und durch geriebener Spieler und ging dahin, wie ein Angestellter auf sein Bureau geht; er spielte nur gegen bar, hochentzückt, wenn er abends sein Zwanzig-Frankstück nach Hause trug. Diese täglichen, ganz unfehlbaren Operationen waren so bescheiden, daß sie vor jedem Krach geschützt waren. Dem Hauptmann hatte die Schwester ein Zimmer in ihrem Hause angeboten, welches seit Marcelles Heirat den alten Leuten zu weit geworden war. Aber er hatte dies abgelehnt und wollte seiner Laster wegen frei bleiben; er bewohnte hinten in einem Garten der Rue Kollet ein einziges Zimmer, in welches man fortwährend Weiber- röde hineinschlüpfen sah. Sein Börsengewinn ging wohl in Ledereien für seine kleinen Freundinnen auf. Immerhin hatte er Maugendre gewarnt und ihm wiederholt eingeschärft, er solle nicht spielen, sondern eher lockeren Lebensgenüssen sich ergeben. Wenn der letztere ihm entgegenhielt, wie er es selbst treibe, dann wehrte er entschieden ab. Ja, er! Das sei etwas andres, er habe ja keine fünfzehntausend Frank jährliches Einkommen. Wenn er spielte, so war die schmutzige Regierung daran schuld, welche den alten Kriegern ein freudiges Greisenalter nicht gönnte.

(Fortsetzung folgt.)

„Man hat mir die Art gestohlen.“

„Wer hat sie gestohlen? Du weißt es doch wohl?“

Das Bäuerlein kratzt sich den Kopf.

„Nun ich denn sagen, wer? Sie wissen ja selbst, Ew. Hochwohlgeboren, was einem passiert, der angiebt.“

„Ist das ein Volk, sage ich Ihnen!“ wendet sich der Inspektor an mich. „Sie stehen wie die Raben, einer bestiehlt den andern, aber angeben — untersteh Dich! Also Du willst's nicht sagen, Bruder? Dann sieh', bis sich die Kronsaat wiederfindet.“

„Hattest Du lange zu sitzen?“

„Zehn Jahre.“

„Erlauben, Ew. Hochwohlgeboren, zu bemerken,“ mischt sich einer der Schreiber ein, „er hat etwas Geld erspart. Man könnte ihm ja für die Art abgeben?“

„Ganz recht! Geld ist da!“ Auf dem Gesicht des Bauern malen sich Freude und Hoffnung.

„Meinetwegen! Zieht für die Art ab und laßt ihn laufen! Marisch! Der Teufel hole Dich!“

„Ich danke unterthänigst, Ew. Hochwohlgeboren!“

Auf solche Art mit dem Reisesegen versehen, geht das Bäuerlein vergnügt von dannen, „ein neues Leben zu beginnen“.

Seinen Platz vor dem Tisch nimmt ein anderer Sträfling ein. Jade und Hemd sind zerrissen. Sein Gesicht ist zerschlagen, zerkratzt.

„Ew. Hochwohlgeboren, zeigen Sie obrigkeitliche Gnade!“ heult er mehr als er spricht. „Lassen Sie mich nicht elend zu Grunde gehen, Ew. Hochwohlgeboren!“

„Was ist mit ihm?“

„Haben ihn wieder geschlagen,“ erklärt der Oberaufseher.

„Was sagen Sie dazu?“ wendet sich der Inspektor an mich.

„Was soll ich mit ihm anfangen? Bohm ich ihn schide, überall schlagen sie ihn. Halbtot schlagen sie ihn.“

„Zu Befehl!“ bekräftigt der Oberaufseher. „Ihrer Anordnung entsprechend steckte ich ihn ins Gefängnis, ins allgemeine Gefängnis, als wenn er etwas verbrochen hätte.“ Aber sie glaubten es nicht, auch dort schlug man ihn. Auf Arbeit kam ich ihn schon gar nicht schicken. Sie würden ihm den Garaus machen.“

Der Jörn und die Empörung der Sträflinge gegen diesen Mann kam daher, daß er im Verdacht stand, dem Aufseher den Schlupfwinkel von zwei Sträflingen verraten zu haben.

„Und was für ein brauchbarer Mensch war das!“ erklärt mir leise der Inspektor. „Durch ihn erfuhr ich alles, was im Gefängnis geschah.“

Jetzt stand dieser „brauchbare Mensch“ in einem bedauernswerten Zustande vor uns: zerschlagen, hilflos, an seinem Leben verzweifelnd. Die Sträflinge schlagen ihn. Gewiß, er hat seinen „Vorgefekten“ wertvolle Dienste geleistet; aber was können sie thun, ihn vor den in Wut gerateten, ergriminten Sträflingen zu schützen? „Wenn ich sie wirklich bestrafe, werden sie ihn nur noch stärker schlagen. Sie werden ihm ganz den Rest geben!“

„Sie werden mir ganz den Rest geben, Ew. Hochwohlgeboren!“ echot traurig der Denunziant. „Sicher werden sie mir den Rest geben!“

„Wer hat Dich denn geschlagen? Sag! Wer ist der Rädelshörer?“

„Ich bitte Sie, Ew. Hochwohlgeboren, wie kann ich wagen, das zu verraten? Keinen Tag hätte ich mehr zu leben! Sie schlugen mich sich: tot!“

„Nun sehen Sie bloß! Nun sehen Sie bloß! Was für Sitten! Was für Zustände! Was soll ich also mit Dir anfangen?“

„Ew. Hochwohlgeboren!“ Der Unglückliche machte Miene, dem Inspektor zu Füßen zu fallen.

„Laß sein! Laß doch sein!“

„Schiden Sie mich irgendetwas! Nur fort von hier! Meinetwegen in den Urwald oder an das Ochotische Meer! Hier halte ich es nicht mehr aus! Keine Möglichkeit, die Prügel dieser Wütenden zu ertragen! Keinen ganzen Knochen mehr! Nicht liegen, nicht sitzen kann ich! Ganz zerschlagen haben sie mich, Ew. Hochwohlgeboren! Ich thue mir was an!“

In seiner Stimme klingt Verzweiflung und Lebensüberdruß. Der Inspektor denkt nach.

„Gut! Sollst morgen in den zweiten Distrikt. Wirst Holz aus dem Wald schleppen.“

Das ist eine der schwersten Arbeiten, aber der Unglückliche freut sich darüber wie über eine Vergünstigung, eine Wohlthat.

„Ich danke Ihnen unterthänigst, Ew. Hochwohlgeboren, aber...“

„Was noch?“

„Erlauben Sie mir, diese Nacht im Zellengefängnis zu schlafen. Sonst schlagen sie mich wieder.“

„Schön! Ins Zellengefängnis!“ lacht der Inspektor.

„Ich danke Ihnen unterthänigst, Ew. Hochwohlgeboren.“

Einzelhaft ist das schrecklichste, was es für einen Sträfling geben kann, und diesem scheint sie ein Paradies!

„Alles?“

„Zu Befehl, alles!“

„Na schön! Also dann zum Gebet, zum Appell — und dann schlafen! Heute wird es erst spät Nacht. (Der Inspektor sieht auf

*) Das geschieht oft. Der Denunziant erhält eine Strafe, um bei seinen Gefährten den Glauben zu erwecken, als sei er beim Aufseher in Ungnade gefallen. Häufig bittet solch ein Denunziant, wenn das Mißtrauen der andren Sträflinge besonders stark ist, sogar um eine Körperstrafe.

die Uhr.) Elf. Und morgen früh um 4 Uhr muß es schon wieder Tag sein.“

Draußen kalte, dunkle, mondscheinlose Nacht. Nur wenige Sterne flimmern. Ueber den großen Gefängnis Hof huschen spärliche Laternen. Keine Hand vor Augen zu sehen, trotzdem ahnt man die Anwesenheit, das Atmen der Menge. Vor einem hohen, schwarzen Gebäude bleiben wir stehen: die Kapelle.

„Mühen ab!“ ertlingt ein Kommando. „Fertig zum Gebet! Ansfangen!“

„Christus ist von den Toten erstanden...“ tönt es durch die Finsternis. Es singen Hunderte von unsichtbaren Menschen. Die Stimmen erklingen in der Dunkelheit rechts, links, neben uns, irgendwoher aus der Ferne... Gerade als wenn die Dunkelheit zu singen beginne. Dieser Hymnus der Auferstehung, dieser Gesang zum Preise des Sieges über den Tod — in solcher Umgebung! Es macht einen erschütternden Eindruck. Der unsichtbare Chor singt noch einige Lieder, dann beginnt der Appell. Der vorgedrängten Stunde wegen findet nicht der gewöhnliche Namensaufruf statt; man zählt die Leute einfach. Die Laternen zur Höhe der Gesichter erhebend, gehen die Aufseher durch die Reihen und zählen die Sträflinge. Aus der Dunkelheit tauchen für einen Augenblick alte, junge, traurige, müde, wilde und abstoßende Gesichter auf und verschwinden sofort wieder in der Dunkelheit. Am Schluß jeder Abteilung beleuchtet die Laterne den besser gekleideten „Ältesten“.

„75?“ fragt der Aufseher.

„75!“ antwortet der „Älteste“.

Der Oberaufseher rechnet zusammen und rapportiert dem Inspektor, daß alle Sträflinge da seien.

„Schlafen gehen!“

Die Menge beginnt sich zu rühren. Gerade als wenn die Dunkelheit rundherum Leben beläme. Man hört Fußscharren, Kläftern, Seufzer, Gähnen. Die von der Tagesarbeit müden Sträflinge zerstreuen sich eilig in ihre Stuben.

„Wer da?“ ruft der Posten am Gefängnis der Kettensträflinge.

„Wer da?“ wiederholt er verzweifelt, als wir näher kommen.

„Der Herr Inspektor! Was brüllst Du so?“

Wir passieren das Thor. Ein ungeheures Schloß raselt. Eine Wolke feuchten, muffigen Dunstes bricht durch die geöffnete Thür und wir treten in eine der „Stuben“ der Kettensträflings-Abteilung.

„Aufstehen! Stillgestanden!“

Unser Eintritt scheint die träumenden, schlafenden Ketten zu beleben. Sie beginnen sich zu spannen, zu klirren, zu rasseln, in ihrer abstoßenden Sprache zu reden. Man fühlt sich bedrückt inmitten dieses Getöses, in der Halbdämmerung des Kettengefängnisses. Ich betrachte die Wände. Breite Schatten und Streifen ziehen sich an ihnen entlang. Als wenn eine gigantische Spinne ein ungeheures Netz gewebt... als wenn eine riesige Fledermaus sich an den Wänden aufgehängt habe. Es sind Lannenzweige, die zur Reinigung der Luft an den Wänden befestigt sind. Es riecht nach Feuchtigkeit, Schimmel, Schweiß. Die Gefesselten werden namentlich aufgerufen. Mit ihren Ketten rasselnd, passieren sie an uns vorbei. An den Wänden tanzen unförmliche Schatten.

In einer Abteilung sind zwei an Karren geschnitten. Beides Kaulasier. Angeschmiedet, weil sie fluchtverdächtig sind. Einer von ihnen, ein hoher, kräftiger Mann mit offenem Gesicht und kühnen Augen, in denen wohl kaum je Zurück zu lesen ist, fährt beim Aufruf mit den Ketten rasselnd seinen Karren dicht an uns vorbei.

Solch ein Karren — er wiegt etwa 65 Pfund — wird mittels einer langen Kette an die Fußfesseln angeschmiedet. Früher schmiedete man ihn an die Handfesseln; das geschieht jetzt nicht mehr, weil man heutzutage solch einem Sträfling nur in besonderen Fällen zur Verschärfung seiner Strafe Handfesseln anlegt. Ueberall muß er diesen Karren mitschleppen. Er schläft sogar mit ihm auf einer besonderen Schlafbank im Winkel, unter welcher er seinen „Gefährten“ schiebt. Ich näherte mich dieser Schlafbank. Am Fußende ist das Holz stark abgerieben. Von der Kette.

Die Strafe ist hart; sie würde unerträglich sein, wenn solch ein Unglücklicher sich nicht bisweilen für Stunden Ruhe verschaffte. Mit Hilfe seiner Kollegen, welche die Ketten mit Seife bestreichen, streift er, wenn auch unter großen Schmerzen, dann und wann des Nachts die Fesseln ab, befreit sich damit gleichzeitig vom Karren, ruht, wenn auch nur einige Stunden im Monat, aus.

Der andre Karrensträfling liegt im Winkel.

„Warum liegt jener da?“

Der Angeschmiedete spricht etwas mit leiser, versagender Stimme: „Krank ist er... sehr schwer krank! Schwach geworden!“ er-klärt ein anderer.

Während des Gebets erhebt er sich und steht, auf seinen Karren gestützt, stöhnend, seufzend, einem Märtyrer gleich, bei jeder Bewegung mit den Ketten rasselnd.

Man kann sich nicht vorstellen, welchen Eindruck solch ein an den Karren geschnittenen Mensch macht! Man blickt ihn geradezu verwundert an. Warum muß er den immer mit sich führen? Man sieht es mit eignen Augen und vermag trotzdem nicht an eine solche Strafe zu glauben.

Nach beendetem Appell singen die Kettengefangenen das Gebet. Ich wundere mich, daß sie nicht „Christus ist auferstanden...“ gesungen haben.

„Warum nicht?“ frage ich den Inspektor.

„Ach, sie haben es vergessen... wahrscheinlich!“

Seltam — es giebt Menschen, die sogar vergessen können, daß man jetzt in der Osterwoche ist!...

Kleines feuilleton.

pt. Dem Frühling entgegen. Fräulein Lenchen drückte die Nase gegen die Fensterscheiben und sah nach dem Thermometer: „Fünf Grad Wärme, Mama!“ Sie fröstelte und betrachtete den Himmel: „Gräulich! Wolken über Wolken! Wenn das anfängt herunterzukommen, Mama, dann können wir uns gratulieren!“

Die Mama war damit beschäftigt, Kleider, Wäsche und allerlei Kleinigkeiten in einen mächtigen Reisefloster zu packen. Jetzt lachte sie fröhlich: „Hoffentlich sind wir fort aus dieser melancholischen Gegend, wenn's anfängt zu gießen. O, dieser barbarische Norden! Frühling ist's — laut Kalender. Frühling! Ich bitte Dich, Lenchen: so sieht ein Frühling aus!“ Sie schüttelte sich.

Lenchen lachte nun auch. „Wie gut vom Papa, uns diese Reise zu gestatten!“

„Ja. Nach dem Süden, Lenchen, nach dem Süden! Ach, ich sehe schon den blauen Himmel. Nizza! Neapel!“

Und Lenchen hob schwärmerisch die Augen: „Dem Frühling entgegen!“

„Dem Frühling entgegen! — Aber nun beeile Dich, Lenchen. Du weißt, wie Papa ist, wenn wir nicht pünktlich am Bahnhof sind.“

„Ob ich mir mein Ausgeschüttenes mitnehme, Mama?“

„Aber gewiß.“

„Und das Blauschöne?“

„Ach.“

„Und dies? Und das?“ — Es kam ein ordentlicher Verg zu sammen.

Weide packten eifrig, als es klopfte und ein altes Mütterchen an einem Stode hereintrat. Sie zurückwendend zum Hausmädchen, schalt es: „Was fällt Ihnen denn ein, dummes Ding! Mich nicht vorlassen wollen! Zu jeder Zeit kam ich kommen, hat mir die gnädige Frau gesagt, zu jeder Zeit. Karofinska, hat sie gesagt, wenn Sie auch eine arme, alte Frau sind, Sie sind uns stets angenehm. Stets. 's ist doch so, Gnädige?“

„Gewiß, Mutter Karofinska, gewiß. Nur heute . . . wir sind beim Baden . . . wir reisen in einigen Stunden . . .“

„Eben darum. Packen Sie nur. Ich werd' Sie nicht stören. So ein Ding, ein dummes! Mich zurückhalten wollen! Will mich ja bloß bedanken. Weil das liebe, gnädige Fräulein neulich wieder bei mir war . . . bei mir alten Frau in ihrem elenden Kellerloch! und hat mir sehr viel was Schönes gebracht. Fleisch, und diesen Rod und ein Tuch und sogar einen Thaler, einen blanken Thaler!“

„Es ist schon gut, Mutter Karofinska. Wir thun's gern. Wein Gott, wo Sie zwanzig Jahre in unserm Hause gedient haben! Deshalb hätten Sie wirklich Ihre alten Weine nicht so anstrengen brauchen . . . nur des Danks wegen.“

„Es gehört sich so.“ Die Alte setzte sich an's Fenster.

„Wie geht's denn jetzt mit der Gesundheit, Karofinska?“

„Ach!“ Die Gefragte stöhnte und rieb sich das Bein. „Wär alles schön und recht. Wenn's bloß erst wieder Frühling wäre, daß mir mein Reizen aus den Knochen geht! Tagelang muß ich liegen in meiner Kammer und kann mich kaum rühren. Meine Seele kümmert sich um mich. Wenn das liebe gnädige Fräulein nicht wäre — ich könnt' wahrhaftig wie ein kranker Hund verderben und sterben.“

„Ja, die Gesundheit! Aber ich glaub', Sie sind selber etwas schuld daran. Nehmen Sie es mir nicht übel, Karofinska! Helene sagte mir, es wäre kaum auszuhalten gewesen in Ihrem Zimmer. So stidig und dumpf. Außerdem huckten Sie immer zu Hause! Da kann der Mensch nicht gesund bleiben, Karofinska!“

Und Lenchen mißte sich mit Eifer in das Gespräch. „Ja! Und ich hab' Ihnen gleich gesagt: Sie müssen die Fenster öffnen, Karofinska! Sie müssen den Frühling hereinlassen! Sie müssen in's Freie gehen, in den Park und sich auf eine Bank in den Sonnenschein setzen. Dann wird Ihnen besser!“

„Ach Gott, Kindchen!“ Die Alte lachte. „Fenster öffnen, wo das Wetter so rauch ist. Das vertrag' ich nicht. Und in den Park . . . da hab' ich eine halbe Stunde zu gehen. Kann ich ja nicht.“

„Warum müssen Sie auch im Keller wohnen!“

Und Lenchen setzte hinzu: „Ich hab' Ihnen gleich gesagt: Sie müssen höher hinaufziehen. Vier Treppen, das schadet ja nicht! Ich bin a' doch zu Ihnen! Je höher man wohnt, desto eher hat man etwas von der Sonne, vom Frühling!“

„Ach Gott, Kindchen! Mit meinen Beinen! Ich fühle ja jede Stufe!“ Sie erhob sich an ihrem Stod: „Wie schön grün schon Ihr Garten ist. Ja, hier merkt man, daß es Frühling wird.“ Als niemand antwortete, sah sie im Zimmer umher und schickte sich an, wieder zu gehen: „Also nun reisen Sie? Wohin denn?“

„Italien!“ Lenchen sagte es stolz.

Und ihre Mutter reichte ungeduldig der Alten die Hand: „Adieu, Karofinska. Wir haben wirklich keine Zeit heute. Ein andermal!“ Sie drängte das Mütterchen nach der Thür.

„Ein andermal!“ Die Alte winkte resigniert. „Man ist morisch, man kann nicht wissen. 's wird wohl der letzte Frühling sein. Ich wollt' ja auch man bloß Adieu sagen und mich bedanken.“

„Ja, ja. Wenn wir wiederkommen, sieht meine Tochter wieder einmal nach Ihnen. Genießen Sie nur recht die gute Luft jetzt. Immer hinaus, wenn's auch 'n bißchen kühl ist. Das schadet Ihnen.“

Verantwortlicher Redakteur: Carl Feib in Berlin. — Druck und Verlag: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

nicht. Und sehen Sie sich nach einem höher gelegenen Zimmer um. Vergessen Sie nicht, was meine Tochter sagte.“

Die Alte trippelte, den Kopf hin und her wiegend hinaus.

„Immer die alte, wehleidige Klagerlei!“ Unwillig schloß die gnädige Frau die Thür.

„Ach was! Laß doch, Mama!“ Ein Sonnenstrahl brach durch das dunkle Himmelsgewöl, und Lenchen sagte: „Aergere Dich nur nicht! Paß auf, wir kriegen das schönste Reisewetter! Wenn wir fort sind, mag's pladdern!“

Und plötzlich lief sie zum Piano, schlug einige Accorde an und jubelte: „Dem Frühling, dem Frühling entgegen!“ —

Astronomisches.

ie. Vom neuen Stern im Sternbild der Zwillinge, der zuerst auf einer in Orford am 16. März aufgenommenen Photographie entdeckt wurde, bringen die wissenschaftlichen Zeitschriften nähere Angaben. Da das Gestirn etwa der 7. Größenklasse angehört, so ist es für das bloße Auge nicht sichtbar. Gegenwärtig sieht es während eines größeren Teils des Abends in der Nähe des Zenith, ist also bei günstigen Bitterungsverhältnissen leicht zu beobachten. Die Entdeckung wurde zunächst durch eine weitere Beobachtung in Orford am 24. März und dann von Kiel aus bestätigt. Die Eigenschaften des Sterns als eines neuen, der also ein plötzliches Aufleuchten erfahren hätte, wurde zuerst von dem Astronom Newall behauptet, der das Spektrum untersuchte und zahlreiche und starke helle Linien darin fand, namentlich im grünen Teil des Spektrums. Professor Turner stellte dann fest, daß am 24. Februar und früher auf Photographien derselben Himmelsgegend noch keine Spur von dem Stern zu entdecken ist. Professor Hartmann in Potsdam hat seinerseits das Spektrum weiter geprüft und darin zwei Linien des Wasserstoffs gefunden, von denen eine besonders hell erscheint. Der gelbe Teil des Spektrums ist im Vergleich zu dem blauen außerordentlich schwach; der letztere enthält viele helle Linien, die durch ein kontinuierliches Spektrum überdeckt werden. Trotzdem wird die Farbe des Sterns durch Professor Hale von der Hertel-Sternwarte als rot bezeichnet. Wahrscheinlich nimmt die Helligkeit des Sternes rasch ab, denn vom 16. bis 26. März ist er um eine volle Größenklasse schwächer geworden. Wegen der geringen Lichtstärke ist es auch noch nicht zu entscheiden gewesen, ob das Gestirn tatsächlich als neuer oder nur als ein veränderlicher Stern zu betrachten ist, der während seiner größten Helligkeit entdeckt worden ist. Die letztere Auffassung ist durchaus nicht unmöglich, zumal weniger als ein Grad entfernt ein veränderlicher Stern bekannt ist, der sein Licht von der 11. bis zur 8. Größenklasse wechselt und erst vor etwa einem Jahr gefunden wurde. Professor Hartmann hat sich dahin ausgesprochen, daß der Stern entweder neu oder ein veränderlicher von der Art der berühmten Mira (der „Wunderbaren“) im Sternbild des Walfisches ist. —

Humoristisches.

— Unverfroren. Meister (sehr aufgeregt, zum Lehrling): „Ich finde überhaupt gar keine Worte für Dein Benehmen!“

Lehrjunge: „Ja, ja, Meister, Ihre jeistige Frische läßt in letzter Zeit bedenklich nach.“ —

— Prosaisch. Sie: „Jetzt kommt der herrliche Frühling, die Tage werden länger und wärmer . . .“

Er (unterbrechend, befriedigt): „— und der Durst immer größer!“ —

— Blumenprache. Burgwächter (Fremden die Burg zeigend): „ . . . Immer sah sie ja nicht so aus! Hier in diesem Raume herrichte ehemals eitel Lust und Bönne, die Ritter tranken und lärmten, die Dienerschaft freute sich aufs Trinkgeld . . .“ — („Meggendorfer Blätter“.)

Notizen.

— „Estimoleben“ heißt ein neues Werk von Frithjof Hansen, das bei Georg Heinrich Meyer (Leipzig und Berlin) soeben erschienen ist. —

— Klara Meyer ist von Paul Lindau ab Herbst 1904 für das Deutsche Theater engagiert worden. —

— Reznicek's Oper „Till Eulenspiegel“ geht am 28. April erstmalig im Opernhause in Scene. —

— Fernand le Vornes Oper „Mudarra“, die in Berlin erstmalig in Scene ging, geht heute in umgearbeiteter Gestalt im Elberfelder Stadt-Theater in Scene. —

— Ein zurückgegebener Auftrag. Für die Anlage vor dem Brandenburger Thor hatte der Tierbildhauer August Gaul eine Reihe von Adlern mit geschlossenen Flügeln und in natürlicher Auffassung modelliert. Auf das im Auftrage des Kaisers an ihn gerichtete Ersuchen, die Adler in üblicher Weise mit offener Flügeln darzustellen, ist der Künstler nicht eingegangen, sondern hat den Auftrag zurückgegeben. —

Verantwortlicher Redakteur: Carl Feib in Berlin. — Druck und Verlag: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.